

STÄDTETOURISMUS UND RAUM

Städtetourismus als Untersuchungsgegenstand

Für eine erste Annäherung an den Untersuchungsgegenstand bietet sich ein entwicklungsgeschichtlicher Rückblick an. Folgt man der tourismusbezogenen Forschungsliteratur, wird deutlich, dass der Städtetourismus eine ebenso lange Geschichte wie der Tourismus insgesamt hat. Wie die Urlaubsreisen an Meeresküsten oder in Bergregionen hat auch der Städtetourismus schon adelige Vorläufer. Die Grand Tour der jungen europäischen Adeligen des 16. bis 18. Jahrhunderts umfasste typischerweise historisch-kulturelle Zentren wie Paris, Rom, Florenz, Venedig und Wien (vgl. Brill 1997). Diese und andere Metropolen und historische Städte Italiens, Griechenlands und Frankreichs wurden dann fester Bestandteil der Bildungsreisen des gehobenen Bürgertums im 18. und 19. Jahrhundert (vgl. Feifer 1985, 137ff.). Auch für den modernen Tourismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts waren Städte von Anbeginn an wichtige Reiseziele. Gerade die Großstädte waren Touristenmagneten. Allen voran dominierten die Weltstädte London, Paris und New York, die nicht nur in den Jahren der populären Weltausstellungen (1851 in London, 1889 und 1900 in Paris sowie 1939 in New York) Hunderttausende Besucher anzogen und schon um 1900 in den Reiseführern von Murray und Baedeker ausführlich portraitiert wurden (vgl. Syrjämaa 2000, 181ff.). Städte wiesen mit ihrer vergleichsweise langen Besuchertradition stets eine Fülle an Besichtigungsmöglichkeiten sowie eine tourismusbegünstigende Übernachtungs- und Bewirtungsinfrastruktur auf. Sie waren aber vor allem leicht (und billig) mit der Eisenbahn zu erreichen (vgl. ebd., 185). Aus diesem Grund entwickelten sich sowohl in den USA als auch in Europa die Eisenbahngesellschaften schnell zu den

wichtigsten Veranstaltern von Städtereisen. Auch die ersten Reisen, die Thomas Cook in den 1840er Jahren organisierte, waren mit der Eisenbahn durchgeführte Städtereisen (vgl. Krempien 2000, 108f.). Er führte die durch die Industrialisierung zu einigem Wohlstand gelangte neue Mittelschicht, insbesondere aber die Industriearbeiter aus Leicester, Sheffield und York nach Liverpool, Cardiff, Dublin, Newcastle, Edinburgh und Glasgow. Das Beispiel der frühen Cook'schen Reisen zeigt damit auch, dass der Städtetourismus, wenngleich aus der Tradition des Bildungsbürgertums hervorgegangen und bis in die jüngste Vergangenheit von höher gebildeten Schichten geprägt, schon im 19. Jahrhundert in Ansätzen auch schichtübergreifend organisiert war. Mit einem in Konkurrenz zum Angebot der Eisenbahngesellschaft Northern Railway ‚geschnürten‘ attraktiven ‚Zwei-Tages-Paket‘, das „Bahnfahrt, Übernachtung, Handtuch, Seife und Frühstück“ beinhaltete und mit Blaskapellen vor den Fabrikatoren beworben wurde, brachte Cook 1851 allein im Jahr der Weltausstellung ca. 165.000 Arbeiter nach London (vgl. ebd., 110).

Neben den Eisenbahngesellschaften und anderen Reiseveranstaltern erkannten auch Lokalpolitik und Stadtverwaltungen sehr schnell das Potential des neuen Reisephänomens. Mit Blick auf die wirtschaftliche Entwicklung ihrer Städte richteten sich daher gerade Stadtverwaltungen bald am Tourismus aus. Sie gründeten Verkehrsämter und initiierten oder unterstützten die Gründung privater Verkehrs-, Geschichts- und Verschönerungsvereine. Die in den Städten lokalisierten Einzelhändler, von denen sich manche in Verkehrs- oder anderen Vereinen organisierten, versprachen sich ebenfalls viel von der touristischen Entwicklung. Alle dieser Akteure bemühten sich mit Werbung und der Veranstaltung von Festen aktiv um touristische Besucher. Cocks (2001) zeigt dies eindrucksvoll in ihrer materialreichen Untersuchung der Entstehung des Städtetourismus in den USA zwischen 1850 und 1915 am Beispiel von New York, Chicago, Washington D.C. und San Francisco. Das gleiche Zusammenspiel von Tourismus, kommunaler Politik und Verwaltung, Einzelhändlern, Vereinen und Transportgesellschaften (bzw. Reiseveranstaltern) demonstriert Keitz am Beispiel des florierenden Städtetourismus in der Weimarer Republik, der bereits eine breite Palette von Klein- und Mittelstädten umfasste (vgl. Keitz 1997, 21ff.). Keitz sieht in den Bemühungen, den „Fremdenverkehr“ von kommunaler Seite zu fördern, sogar ein „konstitutives Merkmal des modernen Tourismus“ (ebd., 69). In Deutschland reichen die Wurzeln dieser Entwicklung ins 19. Jahrhundert zurück, als mit der Reichsgründung 1870/71 auch die Gründungsphase der städtischen Verkehrs- und Verschönerungsvereine begann. Für England lässt sich anhand stadtgeschichtlicher Unter-

suchungen bereits für das 17. und 18. Jahrhundert nachweisen, dass man den Ausbau eines Ortes zum Freizeitort als bewusste Alternative zur Entwicklung als Markt-, Industrie- oder Hafenstadt vorantrieb (vgl. McInnes 1988, McIntyre 1981).

In Deutschland brachten die 1920er Jahre tiefgreifende Veränderungen für die Beziehung von Städten und Tourismus. Die Nivellierungen in der sozialen Zusammensetzung und im Verhalten der Reisenden verringerten die Unterschiede zwischen Kurorten und Seebädern, Städten und Sommerfrischen. Ein bis dahin unbekannter Konkurrenzkampf aller gegen alle war ausgelöst. Traditionelle Kurorte wie zum Beispiel Baden-Baden oder Wiesbaden mussten ihre Gäste jetzt gezielt umwerben und abwerben. Das Monopol einiger weniger Kurorte verblasse, stellte im Sommer 1929 die Stadtverwaltung Wiesbaden fest und erklärte: „Der Reisende kann dank des vorzüglichen modernen Verkehrswesens auch die entferntesten Plätze aufsuchen. So konkurrieren heute alle Badeorte untereinander, der Wettbewerb ist damit notwendigermaßen ein viel schärferer als früher“ (Löwer 1929; zitiert nach Keitz 1997, 69f.).

Außerdem sah sich – ähnlich wie heute – schon in den 1920er Jahren eine Vielzahl von Kommunen durch Wirtschaftskrise und wirtschaftliche Umstrukturierungen gezwungen, nach neuen Einnahmequellen zu suchen (vgl. Institut für Kommunikationsgeschichte 1995). Insbesondere die Mittel- und Großstädte konnten den Fremdenverkehr als Wirtschaftsfaktor nicht mehr sich selbst überlassen. Denn ihnen hatte die Erzbergersehe Finanzreform von 1919/20 in besonderem Maße staatliche Steuergelder entzogen und sie gleichzeitig durch erhöhte Sozialausgaben stärker belastet (vgl. Hansmeyer 1973, 35ff.). „Heute“, wurde daher 1929 in den ‚Kommunalpolitischen Blättern‘ festgestellt, ringe „jeder Chef einer gut geleiteten größeren Kommunalverwaltung um die Hebung des Fremdenverkehrs“ (Geßner 1929; zitiert nach Keitz 1997, 70f.). Gezwungen, die Wirtschaftskraft zu verbessern, begann damit eine Phase der Kommunalpolitik, die durch den Übergang zur aktiven Lenkung der Stadtentwicklung gekennzeichnet war, bei der die Kommunalpolitiker die Richtung vorgaben: Industriestandort oder Fremdenverkehrsgemeinde (ebd.).

Freilich hat immer ein Großteil der touristischen Mobilität gerade hinaus aus den Städten der industrialisierten Länder geführt – in die Natur, ans Meer, in die Berge, in den Süden. Dies zeigen so unterschiedliche Beispiele wie die kommerziellen Arbeiter- und Mittelstandsreisen, die Thomas Cook schon in den 1840er und 1850er Jahren nach Schottland und an die Seebadeorte an der englischen Küste organisierte (vgl. Krempien 2000, 109), die Angebote von Arbeiterreiseorganisationen in der Weimarer Republik (vgl. Keitz 1997, 129ff.) oder die Geschichte

des Strandurlaubs (vgl. Löfgren 1999, 213ff.). Eines der zentralen Versprechen der modernen Urlaubsreise lag darin, dem belastenden Arbeits- und Lebensalltag der engen, lärmigen und dreckigen Städte zu entkommen und sich in der Natur zu erholen und zu regenerieren. Auch im Hinblick auf den sich seit den 1950er Jahren rasant globalisierenden Massentourismus sprechen viele Beobachtungen dafür, diese Entwicklung als eine Form der ‚Stadtflucht‘ aus den industrialisierten Metropolen des ‚Nordens‘ in die nicht-urbanen Peripherien des ‚Südens‘ zu interpretieren. Nicht selten wird daher das Phänomen des Tourismus letztlich auf die Kombination von Urbanisierung und Industrialisierung zurückgeführt. Nash z.B. sieht in den industrialisierten Großstädten den zentralen Erzeuger des touristischen Impulses und charakterisiert den modernen Massentourismus des 20. Jahrhunderts als eine dem Imperialismus verwandte Zentrum-Peripherie-Struktur (vgl. Nash 1989, 39f.). So erklärungs mächtig diese These für viele Reiseformen auf den ersten Blick zu sein scheint, so einseitig ist sie zugleich. Sie blendet die lange Tradition des Städtetourismus, der spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts ein bedeutsames Segment der faktischen Reisepraxis ausmacht, und mit ihr die Bedeutung des Städtetourismus für Touristen, Städte und die touristische Entwicklung insgesamt aus. Nach den zitierten historischen Studien hat die (kommunalpolitisch forcierte) touristische Bereisung von Städten ganz wesentlich zur Popularisierung des touristischen Reisens und damit verstärkend zur Entwicklung und Ausdifferenzierung des modernen Tourismus beigetragen.

Im Rahmen des allgemeinen touristischen Wachstums erfährt der Städtetourismus seit den 1970er Jahren – verstärkt seit Beginn der 1980er Jahre – einen unübersehbaren Bedeutungszuwachs. Weltweit, aber insbesondere in Nordamerika und Europa, erfreuen sich Städtereisen als eine Form des Kurzurlaubs zunehmender Popularität (vgl. Anton-Quack/Quack 2003, 197; Page 1995, 6f.; Vetter 1986). Wie im Falle anderer Reiseformen auch wird der größte Teil aller Städtereisen im Rahmen organisierter (Gruppen-)Reisen durchgeführt (vgl. Weber 1996, 51). Anderen europäischen Ländern vergleichbar zeigt das Beispiel Deutschlands, dass städtetouristische Ziele – und zwar sowohl Metropolen als auch Klein- und Mittelstädte – im Gegensatz zu anderen inländischen Urlaubsgebieten teilweise erstaunliche Zuwächse an Übernachtungen und Besuchern verzeichnen (bei einem leichten, zwischenzeitlichen Rückgang des Großstadttourismus Anfang der 1990er Jahre; vgl. Maschke 1999, 85ff.). Während 1986 ca. 6% der Westdeutschen mindestens einmal im Jahr eine deutsche Stadt besuchten, hatte sich der Anteil der Städtetouristen bereits bis 1996 auf 12% verdoppelt (Opaschowski 2002, 257). Bei Reisen in ausländische Städte sind ebenfalls deutli-

che Zuwächse feststellbar (1986: 4% – 1996: 6%; ebd.). Für Deutschland indizieren die gängigen städtetouristischen Indikatoren (touristische Ankünfte und Übernachtungszahlen, tourismusinduzierte Umsätze und Beschäftigungen u.a.) auch in den vergangenen 10 Jahren einen praktisch durchgängigen Wachstumstrend (vgl. Deutscher Tourismusverband 2006).⁴

Den gleichen Trend dokumentieren die Angebote der Reiseveranstalter, die umfangreiche, eigens für Städtereisen konzipierte und teilweise mehrmals im Jahr aktualisierte Kataloge erstellen und verteilen. Neben klassischen Städtereisezielen wie Paris, Wien, Heidelberg etc. preisen sie eine wachsende und variierende Anzahl in- und ausländischer Destinationen an. Zu dieser dynamischen Entwicklung trägt in jüngster Zeit auch der heftige Konkurrenzkampf der neuen ‚Billigflieger‘ (Ryan-Air usw.) bei. Er ermöglicht es, erschwingliche Kurzurlaube (auch ohne Urlaubstage) in immer mehr europäischen Städten zu verbringen, die vormals für einen Wochenend-Trip zu weit entfernt (bzw. infolge der höheren Flugpreise zu teuer) waren.⁵ Auch außereuropäische Metropolen wie St. Petersburg, Marrakesch, Tokio und Hongkong finden zunehmend Berücksichtigung.

4 Diese oder vergleichbare Zahlen veranlassen viele Beobachter, von einem „Boom“ des Städtetourismus zu sprechen (z.B. Opaschowski 2002, 258). Dagegen wurde kritisch eingewandt, dass der vermeintliche Boom zu einem nicht unwesentlichen Teil ein statistisches Artefakt sei. Cazes z.B. argumentiert am Beispiel Frankreichs, dass der Städtetourismus lange Zeit schlicht durch die einseitige statistische Datenerhebungspraxis übersehen worden sei. Sie habe zu stark die „Urlaubsreise“ (vier oder mehr Tage außerhalb des Hauptwohnsitzes) betont – zu Lasten kurzzeitiger und wiederkehrender Formen von räumlicher Mobilität (Ausflüge, Wochenendaufenthalte, Kurzreisen), die häufig gerade in Städte erfolgt seien. Somit sei das aktuelle Wachstum des Städtetourismus weniger ein Hinweis auf ein verändertes Verhalten als vielmehr ein Zeichen für das Schließen einer Wahrnehmungslücke in der Vergangenheit, die eng mit den nicht verfügbaren statistischen Daten zusammenhinge (vgl. Cazes 2000, 46f.). Außerdem sind im Falle vieler nicht weiter differenzierter Statistiken zu Übernachtungsbesuchern in Städten die reinen Geschäftsreisenden, Messebesucher etc. als nicht im engeren Sinne touristische Besucher abzuziehen. Andererseits werden touristische Tagesbesucher von den gängigen Übernachtungsstatistiken, mit denen sowohl Städte als auch Tourismusforscher arbeiten, nicht erfasst. Dass der Städtetourismus in den letzten Dekaden trotz aller nötigen Korrekturen der statistischen Daten vielerorts in erheblichem Maße gewachsen ist, daran zweifeln jedoch selbst die Kritiker der Rede vom städtetouristischen Boom nicht.

5 Vgl. hierzu den Dumont-Reiseführer (2003): *Weekend Lovers*. Mit dem Billigflieger in Europas Metropolen. 20 Städtereisen zu Schnäppchenpreisen, Köln.

Auffallend ist neben der enormen Vielfalt der Reiseziele auch die Vielfalt der städtetouristischen Aktivitäten. Es gibt fast nichts, das nicht im Angebot wäre. Schnell werden die neuesten Moden aufgegriffen und städtetouristisch vermarktet. Ob dies die Love Parade in Berlin, Skilanglauf in Düsseldorf, Sandstrände und Strandbars in Paris, Berlin oder Rom oder hochgradig differenzierte und spezialisierte Stadtführungen sind – die Städtetouristen sollen durch ein scheinbar unerschöpfliches und stets dem Zeitgeist angepasstes Erlebnisangebot angezogen werden. Ausdifferenzierung, Professionalisierung und Wandel des Städtetourismus haben in den letzten Jahren sicherlich in quantitativer Hinsicht neue Höchstmarken erreicht. Qualitativ handelt es sich aber um kein neues Phänomen. Schon der Städtetourismus der Zwischenkriegsjahre beschränkte sich nicht mehr auf Besichtigungen und die beliebten traditionellen Ziele, die mehrheitlich in Europa lagen. Syrjämaa zitiert einen hohen italienischen Regierungsbeamten, der 1931 mit Blick auf die Attraktivität der italienischen Städte behauptete, dass der Geschmack und die Bedürfnisse der Touristen sich sehr verändert hätten. Zuvor hätten sie sich fast ausschließlich für Archäologie, Kunst und Literatur interessiert, während sie nun nach Abenteuer und vollkommen neuen Erfahrungen suchten. Zu dieser Zeit genossen der südamerikanische Tango, „schwarze Musik“ und „exotische Kulturen“ einen hohen Reiz. Und als Antwort auf diese Mode des Exotismus habe sich die Liste der städtetouristischen Ziele (auch dank transporttechnischer und organisatorischer Verbesserungen) prompt um so mysteriös-verheißungsvolle, weit entfernte Städte wie Shanghai oder Manila erweitert (vgl. Syrjämaa 2000, 185f.).

Erst der gegenwärtige Städtetourismus mit seiner neuen Wachstumsdynamik zieht auch in größerem Maße die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich. Geleitet von der Annahme, Touristen – zu einem großen Teil selbst Stadtbewohner – würden in Städten keine Erholung erfahren, standen lange Zeit andere Reiseformen im Vordergrund. Ebenso weitgehend, wie die Tourismusforschung die Stadt als touristische Destination ausklammerte, wurde das städtetouristische Phänomen in der Vergangenheit auch von der Stadtforschung vernachlässigt (vgl. Ashworth 1989). Erst seit den späten 1970er Jahren ist ein allmählicher Aufmerksamkeitswandel zu beobachten (vgl. Meier 1994, 104). Auf eine intensive Beschäftigung mit den Bedingungen, Formen und Folgen des Städtetourismus trifft man heute vor allem in der angelsächsischen Forschung.⁶ Die jüngere Entwicklung wird auf ein Bündel von Faktoren zu-

6 Vgl. exemplarisch: Hoffman/Fainstein/Judd 2003, Judd/Fainstein 1999, Law 1993, Page 1995.

rückgeführt: auf das Wachstum von Tourismus, Reisefreudigkeit und Reisemöglichkeiten insgesamt, auf den anhaltenden Trend zum Mehrfach- und Kurzurlaub, der mit einer zunehmenden Flexibilisierung im Sinne von häufigem Wechsel der Reiseziele einhergeht, auf das Wachstum des Dienstleistungssektors in fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften, auf die wachsende Bedeutung von Konsum in der sog. Freizeitgesellschaft (Stichwort: Shopping), auf die allgemeine Bildungszunahme und das damit gewachsene Interesse an städtischen Kulturangeboten, auf den anhaltenden und von den Städten geförderten wie bedienten Trend des Erlebnis- und Eventtourismus, auf den wachsenden Anteil von älteren Reisenden, auf die in den 1980er Jahren noch auf Europa und die USA beschränkte, mittlerweile aber weltweit nachweisbare, Bedeutungszunahme von historischem Erbe (vgl. exemplarisch: Chang et al. 1996) sowie auf die Aktivitäten einer expandierenden Tourismusindustrie, die all diese Veränderungen erkennt, verstärkt bzw. mit hervorbringt.

Ein starker Motor der jüngeren Entwicklung sind erneut städtische Politik und Verwaltung. Zumeist wird das Wachstum des Städtetourismus daher auch als Folge ihrer diesbezüglichen Anstrengungen und Aktivitäten gedeutet (vgl. für viele: Meethan 1996a, 322f.). In Zeiten von De-Industrialisierung und tiefgreifendem ökonomischen Strukturwandel, staatlicher Deregulierung, Verödung der Innenstädte und wachsender Städtekonkurrenz setzen diese im Rahmen ihrer Entwicklungs- und Wirtschaftsförderungsstrategien verstärkt (und häufig mit großem Erfolg) auf den Ausbau des Freizeit-, Konsum- und Tourismusbereichs. Viele Städte unternehmen gezielte Anstrengungen, um Touristen als Besucher anzulocken und am Tourismus durch zusätzliche Einnahmen und die Schaffung von Arbeitsplätzen zu partizipieren: Sie bauen ausgewählte Orte touristisch um, sie bemühen sich um die Wiederbelebung ihrer Zentren, sie investieren in geeignete touristische Infrastruktur, sie initiieren und intensivieren Imagekampagnen, die der stärkeren Profilierung und Vermarktung einer attraktiven lokalen Identität dienen sollen, und sie führen die (Teil-)Privatisierung ehemals kommunaler Fremdenverkehrsämter durch bzw. unterstützen die Gründung und Arbeit von privaten (mit der lokalen Tourismusorganisation und -förderung beauftragten) Tourismus-Gesellschaften. Nicht zuletzt präsentieren sich Städte mit ihrem Internetauftritt als touristisch bereisbare Orte. Man findet heute kaum eine Internet-Homepage einer deutschen Stadt, auf der nicht Informationen zum touristischen Besuch dargeboten werden.

Dass die Zusammenfassung der vorliegenden Literatur zum Städtetourismus eher additiv ausfällt und der Bezug auf gesellschaftliche Hintergründe der städtetouristischen Entwicklung schwach bleibt, ist kein

Zufall. Es ist vielmehr die Folge einer Forschungsrichtung, die primär durch Fallstudien kommuniziert. Statt Städtetourismusforschung zu betreiben, wird Tourismus in Städten untersucht. Im besten Fall wird in vergleichender Perspektive auf einzelne Aspekte des komplexen städtetouristischen Phänomens – wie Marketing, Management, Besucherverhalten, organisatorische und infrastrukturelle Einrichtungen, stadtentwicklungspolitische Maßnahmen oder die Folgen der touristischen Entwicklung für Städte und ihre Bewohner – fokussiert.⁷ Der Eindruck einer kleinteiligen, sehr spezialisierten und stark deskriptiven Forschung wird durch die Vielzahl anwendungsorientierter Arbeiten verstärkt, die sich im Auftrag von Städten oder Städtenetzwerken auf die Analyse wirtschaftlicher Gesichtspunkte und entwicklungspolitischer Problemstellungen einzelner oder miteinander kooperierender Destinationen beschränken. Versuche einer gesellschaftstheoretischen Systematisierung und Reflexion des städtetouristischen Gesamtphänomens stellen dagegen die große Ausnahme dar.⁸ All dies ist vor dem Hintergrund zu notieren, dass Städte weltweit zu den wichtigsten touristischen Zielen gehören (vgl. Law 1993, 1). Aber weder die Tourismusforschung noch die Stadtforschung hat darauf bisher in angemessener Weise reagiert. Aus sozialwissenschaftlicher Sicht ist das Forschungsdesiderat daher nach wie vor unübersehbar (ähnlich: Page/Hall 2003, 18f.): Gibt es, trotz der Heterogenität und Komplexität des Phänomens, eine gesellschaftsbezogene Erklärung für das, was Touristen in Städten suchen? Was macht Städte aus touristischer Perspektive aus? Worin besteht die Besonderheit des Städtetourismus; gibt es sie überhaupt? Kurzum: Was ist eigentlich Städtetourismus?

Neben der mangelnden gesellschaftlichen Einbettung des Phänomens durch die Städtetourismus-Forschung fällt auch der weitgehende Verzicht auf die Frage nach den strukturgenerierenden Funktionen räumlicher Unterscheidungen auf. Vor diesem Hintergrund folgt die weitere Untersuchung der Annahme, dass die stärkere Berücksichtigung der Raumkategorie nicht nur die gesellschaftstheoretisch angeleitete Bestimmung des Städtetourismus erleichtern, sondern auch dazu beitragen kann, den Aufschwung des Städtetourismus in der jüngeren Vergangenheit besser zu verstehen.

7 Vgl. Anton-Quack/Quack 2003, Maschke 1999, Page 1995, Wöber 2002.

8 Vgl. als einen solchen, aus regulationstheoretischer Perspektive durchgeführten, Versuch: Costa/Martinotti 2003.

Raum im Städtetourismus

Zweifellos spielt die Raumkategorie im Städtetourismus eine nicht unerhebliche Rolle. Nicht nur die entsprechende Forschungsliteratur, auch Touristen, Städteführer, Reiseberichte, kommunale Tourismusmanager und Tourismusentwickler, städtetouristische Broschüren oder Prospekte sprechen von Städten, Orten, Plätzen, Räumen, Vierteln, Grenzen, Wegen oder Ähnlichem. Sie kann man – so die entsprechenden Aussagen – aufsuchen und besichtigen, betreten, durchqueren, überschreiten, begehen usw. Angefangen von dem touristischen Grundversprechen der Alltagsdistanz durch *Orts*-Wechsel kommen räumliche Formen und Unterscheidungen offenbar in der gesamten städtetouristischen Praxis vor. Sie kennzeichnen sowohl die touristische Produktion wie den touristischen Konsum, sowohl die touristische Kommunikation wie die touristische Wahrnehmung. Außerdem weisen sie einen in doppelter Weise körperlichen Bezug auf: Sie beziehen sich sowohl auf Touristen und ihre Körper (als die reisenden, wahrnehmenden, Alltagsdistanz suchenden, konsumierenden usw. *Subjekte*) als auch auf die von ihnen aufgesuchten oder aufzusuchenden Städte und ihre (materiell-körperliche) Struktur (als die zu bereisenden, wahrzunehmenden, Alltagsdistanz spendenden, vielfältige Angebote bereit stellenden usw. *Objekte*). Dies lässt bereits an dieser Stelle vermuten, dass eine wesentliche Funktion der Raumkategorie darin besteht, Städtetouristen und Städte des Tourismus zusammen zu bringen. Gleichwohl, so ist anzunehmen, wird sich die städtetouristische Bedeutung des Raums nicht in dieser Kopplungsfunktion erschöpfen.

Die Untersuchung der Raumrelevanz im Städtetourismus hängt entscheidend davon ab, was unter *Raum* verstanden wird. Zur Vorbereitung der weiteren Untersuchung ist es daher erforderlich, zunächst den Begriff des Raums genauer zu fassen. Bisher war von Raum vor allem in nicht weiter geklärten Formulierungen wie „Kategorie des Raums“, „räumliche Formen“ oder „räumliche Unterscheidungen“ die Rede. Implizit wurde mit solchen Formulierungen zwar bereits auf einen mit der Systemtheorie kompatiblen formalen – d.h. nicht substantialistischen – Raumbegriff rekurriert, aber eben nur implizit.

Systemtheoretische Raumkonzeption

In der Luhmann'schen Systemtheorie kommt der Raumbegriff nicht an strategischer Stelle vor. Dennoch – oder eher: gerade deshalb – bietet sie ein großes, bislang kaum genutztes Potential für eine sozial- bzw. gesellschaftstheoretisch fundierte, konstruktivistische Raumforschung. Dies

deutet zum ersten Mal die frühe sozialgeographische Untersuchung von Klüter über „Raum als Element sozialer Kommunikation“ an (vgl. Klüter 1986, s. Fn. 20). Interdisziplinär sichtbar wird das Potential der Systemtheorie in Sachen „Raumfragen“ (Hard 2002) aber erst in den letzten Jahren. So wenden sich im Zuge des fachübergreifenden spatial turn gleich eine ganze Reihe von systemtheoretisch argumentierenden Autoren und Autorinnen der lange vernachlässigten Raumproblematik zu. Sie schlagen mehr oder weniger vielversprechende Konzeptualisierungsmöglichkeiten des Raums vor und erproben die Leistungsfähigkeit ihrer Entwürfe anhand erster Beispiele.⁹ In der Gesamtschau erscheinen diese Arbeiten noch als Suchbewegung. Bisher wurde keine umfassende systemtheoretische Raumtheorie ausgearbeitet. Doch die Konturen eines systemtheoretischen Raumbegriffs und damit auch einer systemtheoretischen Konzeptualisierung des Verhältnisses von Gesellschaft und Raum werden deutlich. Die Aufgabe dieses Kapitels besteht darin, diese Konturen im Rahmen der Darstellung des gegenwärtigen Diskussionsstandes nachzuzeichnen und darauf aufbauend zu der Weiterentwicklung eines Raumverständnisses beizutragen, das nicht nur der vorliegenden Arbeit als Grundlage dienen kann.

Bei der systemtheoretischen Konzeptualisierung des Raums handelt es sich, dies wurde bereits gesagt, um einen Ansatz, der Raum formal und konstruktivistisch fasst. Genauer formuliert, handelt es sich um einen *beobachtungstheoretischen* Ansatz. Als Vorbereitung der weiteren Ausführungen sei nachfolgend knapp benannt, was mit der Kennzeichnung dieses Ansatzes als *beobachtungstheoretisch* gemeint ist und welches epistemologische Programm mit dieser Begrifflichkeit verbunden wird.

Methodologische Vorbemerkung

Der im Verlauf dieser Arbeit in Anlehnung an den erkenntnistheoretischen Konstruktivismus und die operative Systemtheorie Luhmanns wiederholt gebrauchte Begriff der Beobachtung, des Beobachtens oder des Beobachters bezieht sich keineswegs nur auf Bewusstseinsprozesse, psychische Systeme oder das ‚Sehen von Menschen mit ihren Augen. Der Begriff wird vielmehr „hochabstrakt und unabhängig von dem materiellen Substrat, der Infrastruktur oder der spezifischen Operationswei-

9 Vgl. Baecker 2004a, Bahrenberg/Kuhm 1999, Bommes 2002, Esposito 2002, Filippov 2000, Hard 2002, Krämer-Badoni/Kuhm 2003, Kuhm 2000a, Miggelbrink 2002a, Nassehi 2002, Redepinning 2006, Stichweh 2000a.

se benutzt, die das Durchführen von Beobachtungen ermöglicht. Beobachten heißt einfach [...]: *Unterscheiden und Bezeichnen*. Mit dem Begriff Beobachten wird darauf aufmerksam gemacht, dass das ‚Unterscheiden und Bezeichnen‘ eine einzige Operation ist; denn man kann nichts bezeichnen, was man nicht, indem man dies tut, unterscheidet, so wie auch das Unterscheiden seinen Sinn nur darin erfüllt, dass es zur Bezeichnung der einen oder der anderen Seite dient (aber eben nicht: beider Seiten). In der Terminologie der traditionellen Logik formuliert, ist die Unterscheidung im Verhältnis zu den Seiten, die sie unterscheidet, das ausgeschlossene Dritte. Und somit ist auch das Beobachten im Vollzug seines Beobachtens das ausgeschlossene Dritte. Wenn man schließlich mit in Betracht zieht, dass Beobachten immer ein Operieren ist, das durch ein autopoietisches System durchgeführt werden muss, und wenn man den Begriff dieses Systems in dieser Funktion als Beobachter bezeichnet, führt das zu der Aussage: der Beobachter ist das ausgeschlossene Dritte seines Beobachtens. Er kann sich selbst beim Beobachten nicht sehen. Der Beobachter ist das Nicht-Beobachtbare, heißt es kurz und bündig bei Michel Serres. Die Unterscheidung, die er jeweils verwendet, um die eine oder die andere Seite zu bezeichnen, dient als unsichtbare Bedingung des Sehens, als blinder Fleck. Und dies gilt für alles Beobachten, gleichgültig ob die Operation psychisch oder sozial, ob sie als aktueller Bewusstseinsprozess oder als Kommunikation durchgeführt wird.“ (Luhmann 1998, 69f.; kursiv: AP).

Dieser Beobachtungsbegriff beinhaltet also nicht die Vorstellung einer Abbildung der Realität oder einer Reflexion oder Repräsentation der objektiven, also beobachtungsunabhängigen, Wirklichkeit. Statt mit ontologischen Fragen beschäftigt sich der *erkenntnistheoretische Konstruktivismus* (klassisch: von Foerster 1985, von Glasersfeld 1985, Maturana/Varela 1987) mit den „Bedingungen der Möglichkeit von Erkennen und Handeln“ (Luhmann 1990a, 20). Dies gilt für die neurobiologischen und kybernetischen Pionierarbeiten ebenso wie für die daraus entwickelte sozialtheoretische Variante. Hierin unterscheidet sich dieser Ansatz vom sog. *Sozialkonstruktivismus* (klassisch: Berger/Luckmann 1996). Denn trotz seiner Skepsis gegenüber der Möglichkeit der Erfassung der Realität und trotz seines prozessorientierten, vornehmlich an der Genese bzw. der Produktion von sozialen Phänomenen interessierten Blickwinkels (vgl. Sismondo 1993, 547) betont der Sozialkonstruktivismus, dass die (gesellschaftlichen) Dinge nicht das sind, was sie zu sein scheinen (vgl. Hacking 1999, 81). Im Sinne „der klassische(n) akademische(n) Epistemologie“ zielt er daher letztlich darauf, die Realität so zu erkennen, wie sie ist, und nicht so, wie sie nicht ist (vgl. Luhmann 1994, 88). Dagegen bezieht der erkenntnistheoretische Konstruktivismus

den Standpunkt, dass die objektive Wirklichkeit, deren Existenz keineswegs geleugnet wird, operativ unzugänglich ist und daher auch nicht (richtig) erkannt werden kann. Stattdessen wird davon ausgegangen, dass durch die Operationen erkennender Systeme eine eigene ‚Objektivität‘ und eine eigene ‚objektive‘, also beobachtungsabhängige, Wirklichkeit hergestellt wird. Der in diesem „radikal“ konstruktivistischen Rahmen konzipierte Beobachtungsbegriff drückt damit die „Bedingung der Möglichkeit des Erkennens der Wirklichkeit *als* Konstruktion der Wirklichkeit“ (Redepenning 2006, 7) aus.

In einem solchen Ansatz wird die Frage nach dem Was (also der Objektivität) eines Gegenstands unergiebig. Sie ist zu ersetzen durch die Frage nach dem Wie (also der konstruktionsabhängigen ‚Objektivität‘) des Gegenstandes (ebd., 8). Erst die Beobachtung der Unterscheidungen, die Beobachtungen zu Grunde liegen, also erst eine so genannte Beobachtung zweiter Ordnung, kann reflektieren, wie Beobachter unterscheiden und bezeichnen und auf diese Weise Gegenstände – d.h. Objekte, Eigenschaften, Personen, Handlungen, Räume, Realität(en), (Um-)Welt(en) usw. – herstellen.

Raum als Medium der Wahrnehmung *und* der Kommunikation

Luhmann selbst verzichtet noch weitgehend auf die Ausarbeitung und Verwendung des Raumbegriffs. In seinen Schriften spielt der Raum nur eine untergeordnete Rolle und wird nirgendwo systematisch behandelt. Gleichwohl wird Raum zweimal und zwar in sehr verschiedenen Versionen thematisch.

In einer ersten Version erscheint der Raum als ein der Umwelt der Gesellschaft zuzurechnendes Phänomen. Wie psychische Systeme operieren auch soziale Systeme (per definitionem) nur im Medium Sinn; sie seien folglich nicht im (physischen) Raum begrenzt (vgl. z.B. Luhmann 1998, 76). Soziale Systeme haben der Systemtheorie zufolge keine räumlich-materielle, sondern eine völlig andere, nämlich rein endogen hervorgebrachte Form von Grenze (anders als organische Systeme, deren Grenzen – Zellmembranen, Haut – räumlich-materiell interpretiert werden können). Die Grenze des alle anderen sozialen Teilsysteme umfassenden Kommunikationssystems Gesellschaft, zum Beispiel, werde in jeder einzelnen Kommunikation produziert und reproduziert. Diese operative, systeminterne Grenzziehung geschehe, „indem die Kommunikation sich als Kommunikation im Netzwerk systemeigener Operationen bestimmt“, indem sie also mit Hilfe der Unterscheidung Selbstrefe-

renz/Fremdreferenz bzw. System/Umwelt operiert, und „dabei keinerlei physische, chemische, neurophysiologische Komponenten aufnimmt“ (ebd.). Als exogene Grenze habe der (physische oder materielle) Raum daher letztlich keinen sozialen Charakter. Er gehöre der (nicht-kommunikativen) Umwelt von Gesellschaft an, mit der letztere operativ nicht verbunden ist.

In einer zweiten Hinsicht ist Raum bei Luhmann ein Medium der Wahrnehmung (vgl. Luhmann 1997, 179ff.). Im Rahmen seiner Kunsttheorie fasst Luhmann Raum als ein Medium, mit dessen Hilfe die Wahrnehmung mannigfaltige Objekte an Stellen – im Raum – anordnet und damit Unterschiedliches gleichzeitig handhabbar macht. Wie bei der Zeit handele es sich auch beim Raum um ein „Medium der Messung und Errechnung von Objekten“. Die Nähe zu Kant ist unübersehbar. Denn ebenso wie schon Kant besteht Luhmann darauf, dass es sich bei Raum um ein kognitives Schema handelt, genauer: um eine Konstruktion psychischer (Bewusstseins-)Systeme, die operativ keinen Umweltkontakt haben (können).

Auffälligerweise hat Luhmann das Raummedium ausschließlich als Wahrnehmungsmedium konzipiert, das er an die „neurophysiologische Operationsweise des Gehirns“ (ebd.) bindet (vgl. dazu auch Nassehi 2003a, 220; sowie Stichweh 2000a, 185f.). Der Beobachtung, dass Raum als spezifisches Schema oder Konzept der „(An)Ordnung“ (Löw 2001, Miggelbrink 2002a) offensichtlich auch sozial bzw. kommunikativ relevant ist, ist er nicht weiter gefolgt. Diese Beobachtung hat erst Stichweh (2000a) zum Anlass genommen, Raum auch als Medium der Kommunikation aufzufassen. Dazu integriert er Raum in das Medium Sinn, also in „das allgemeinste Medium, das psychische *und* soziale Systeme ermöglicht und für sie unhintergebar ist“ (Luhmann 1997, 173ff.; AP). Neben der von Luhmann ausgearbeiteten Sach-, Zeit- und Sozialdimension des Sinns unterscheidet Stichweh nun auch eine Raumdimension (vgl. Stichweh 2000a, 187).

Andere an Luhmann anschließende Autoren konzipieren Raum ebenfalls als ein Medium der Kommunikation (vgl. z.B. Baecker 2004a, 224ff.; Kuhm 2000a, 332; Kuhm 2003a, 29f.; Ziemann 2003). Nicht alle folgen allerdings Stichwehs Weg. Die Frage, ob die Raumdimension eine eigene Sinndimension ist oder nicht, ist umstritten. Während z.B. Bommes (2002, 94) und Stichweh (2000a, 188) von der Irreduzibilität der Raumdimension sprechen und keine „innere Verwandtschaft“ von Sach- und Raumdimension erkennen, erinnert Baecker (ohne Angabe von Fundstellen) daran, dass Luhmann selbst für die Option, Raum als Bestandteil der Sachdimension zu verstehen, plädiert habe (vgl. Baecker 2004a, 225; Luhmann 2002a, 238f.). In deutlicher Abgrenzung von

Stichweh (2000a) formuliert auch Hard seine Skepsis gegenüber der „traditionsschwere(n) Parallelschaltung von Zeit- und Raumdimension des Sinns“, die kaum den „theoretischen Intentionen Luhmanns“ entspreche (Hard 2002, 288). Hard weist außerdem darauf hin, dass die Raumdimension, wenn nicht zur Sachdimension, dann in abgeleitetem Wortgebrauch („Er steht mir nahe“; „nahe bei Mitternacht“ usw.) auch zur Sozial- oder Zeitdimension zählen könne (ebd., 283). Die Ableitung der Sach-, Zeit- und Sozialdimension und die Abweisung der Raumdimension als vierter Sinndimension sind bei Luhmann nicht grundständig geklärt (vgl. Drepper 2003, 106). Um die Frage, ob die Raumdimension eine eigene Sinndimension ist, einer Entscheidung näher bringen zu können, müsste man daher genauer in die Diskussion um die Mehrdimensionalität des Sinns und die Interdependenz der einzelnen Sinndimensionen einsteigen.¹⁰ Darauf kann hier verzichtet werden. Für diese Arbeit genügt die Anregung, Raum nicht nur als ein Medium der Wahrnehmung, sondern, in Erweiterung von Luhmanns Begriffsverwendung, auch als ein Medium der Kommunikation zu begreifen. Mit diesem Ausgangspunkt einer systemtheoretischen Raumkonzeption sind verschiedene konzeptionelle Implikationen und Folgeentscheidungen verbunden. Die folgende Darstellung wird sichtbar machen, inwiefern sich der für diese Arbeit entwickelte Vorschlag an anderen Arbeiten orientiert, sich im Einzelnen aber auch von ihnen unterscheidet.

Im Anschluss an Luhmann weisen Kuhm (2000a) und Stichweh (2000a) explizit auf die Dualität des Raums hin. Von einem „gesellschaftsintern“, d.h. kommunikativ, erzeugten „sozialen Raum“ bzw. von Raum als einem Medium der Kommunikation unterscheiden sie einen (physischen) „externen Raum in der Umwelt der Gesellschaft“, der „als etwas Nichtkonstruiertes der Außenwelt der Gesellschaft zugehört“ (Kuhm 2000a, 332). Diese Sicht auf Raum ist nicht überzeugend, zumindest erscheint sie missverständlich formuliert. Denn in überraschend realistisch-ontologisierender Weise scheint sie mit der ansonsten streng konstruktivistischen Anlage der Systemtheorie zu brechen: Im Rahmen eines konstruktivistischen Theorierahmens wird sowohl von Konstruiertem wie von Nicht-Konstruiertem gesprochen. Die konstruktivistisch argumentierenden Theoretiker müssten sich – zwar nicht als Alltagsweltler, aber doch als Sozial- und Systemtheoretiker – darüber im Klaren sein, dass auch ein „gesellschaftsexterner“, „extrakommunikativer“, „unkonstruierter“, „materieller“ oder „substantieller“ Raum

10 Einen möglichen Einstieg in diese Diskussion weisen: Baecker 1993; Luhmann 1971, 46ff.; Luhmann 1987, 112ff. und 127ff.; Ziemann 2003, 131, Fn.2.

– ebenso wie das von Luhmann so bezeichnete Materialitätskontinuum als Umweltvoraussetzung aller Kommunikationen (vgl. Luhmann 1998, 100) – stets doch nur ein Kommunikat ist und bleibt, allerdings eines, dem sie intrakommunikativ, in der Gesellschaft, Fremdreferenz zusprechen (vgl. Hard 2002, 285). Auch die „räumlichen Differenzen in der Umwelt der Gesellschaft“, die eine von Stichweh geforderte „Ökologie der Gesellschaft“ zu ihrem zentralen Untersuchungsgegenstand erheben sollte (vgl. Stichweh 2000a, 191), sind Formen von (mit Hilfe der Unterscheidung von System und Umwelt konstruierten) Beobachtungen, sind Herstellungsleistungen operativ geschlossener Sinnsysteme (z.B. der wissenschaftlichen Kommunikation oder einer wissenschaftlichen Organisation). Statt eine Dualität des Raums zu unterstellen, ist es deshalb für eine systemtheoretische Fundierung des Raumbegriffs vollkommen ausreichend, die Entscheidung, von Raum als einem Medium der Wahrnehmung *und* der Kommunikation auszugehen, auszuarbeiten.

Mit der Bestimmung des Raums als einem spezifischen Medium wird eine für die Systemtheorie konstitutive Unterscheidung relevant: die Unterscheidung zwischen Medium und Form.

Medien bestehen in der systemtheoretischen Diktion aus massenhaft vorhandenen, nur lose verbundenen Elementen, die in strikt gekoppelter Weise Formen ermöglichen. Medien stehen also für Formbildung bereit. Sie sind überhaupt erst anhand der Formen, die in sie eingeprägt werden, erkennbar und operativ anschlussfähig. Man kann dies am Beispiel der Sprache verdeutlichen. Als lose gekoppelten Zusammenhang von Elementen kann man das Kommunikationsmedium Sprache als einen Vorrat von Wörtern verstehen. Beobachtbare Konturen bekommt dieses Medium aber erst dann, wenn einzelne Wörter verbunden und ausgesprochen oder geschrieben werden. Erst die Formung von Wörtern zu Sätzen bildet einen Sinn, der in der Kommunikation prozessiert werden kann (vgl. Luhmann 1997, 172). Beide Seiten der Medium/Form-Unterscheidung sind also aufeinander angewiesen: Ohne Medium keine Form und ohne Form kein Medium. Zu beachten ist, dass jede Formbildung das Medium voraussetzt, seine Möglichkeiten aber nicht verbraucht, sondern reproduziert. Das ist wiederum am Beispiel der Worte, die zur Satzbildung verwendet werden, leicht einzusehen. Formen erfüllen diese Reproduktionsfunktion dadurch, dass sie typisch kurzfristiger existieren als das Medium selbst. „Sie koppeln und entkoppeln das Medium, könnte man sagen“ (ebd., 170). Zwar sind Formen durchsetzungsfähiger als das Medium. „Das Medium setzt ihnen keinen Widerstand entgegen – so wie Worte sich nicht gegen Satzbildung [...] sträuben können“ (ebd.). Diese Stärke ‚bezahlen‘ Formen aber damit, dass sie vergleichsweise instabil sind, d.h. jederzeit auch wieder aufgelöst oder

modifiziert werden können. Medien dagegen sind zeitstabil. Statt mit der Auflösung von Formen zu verschwinden, stehen sie für neue Formbildung bereit.

Die Unterscheidung von Medium und Form wird in der Luhmann'schen Systemtheorie als Ersatz für dingorientierte Ontologien sowie ihre Differenzierungen von Substanz und Akzidenz oder Ding und Eigenschaft eingeführt. Weder Medien noch Formen noch ihre Unterscheidung gibt es „an sich“. Medien und Formen werden jeweils von Systemen aus konstruiert. Sie setzen also immer eine Systemreferenz voraus. Sie sind beobachtungsabhängig. Außerdem ist zu beachten, dass, wenn von Medien gesprochen wird, immer die operative Verwendung der *Differenz* von Medium und Form gemeint ist. Kurzum: In ihrer Differenz entstehen Medium und Form als Konstrukt des Systems, das sie verwendet (vgl. Kuhm 2000a, 332; Luhmann 1997, 165f.; Luhmann 1998, 195ff.).

Das Gemeinsame der beiden Seiten der Medium/Form-Unterscheidung, also das, was sie als Unterscheidung von anderen Unterscheidungen (wie z.B. System/Umwelt oder Kommunikation/Bewusstsein) unterscheidet, liegt im Begriff der (lose oder fest gekoppelten) Elemente von Medien und Formen. Der Begriff des Elements soll dabei nicht auf naturale Konstanten oder substanzielle Partikel verweisen, die jeder Beobachter als dieselben vorfinden könnte. „Vielmehr sind immer Einheiten gemeint, die von einem beobachtenden System konstruiert (unterschieden) werden, zum Beispiel die Recheneinheiten des Geldes oder die Töne in der Musik“ (Luhmann 1997, 167). Solche Elemente sind damit „ihrerseits immer auch Formen in einem anderen Medium – zum Beispiel Worte und Töne Formen im Medium der Akustik, Schriftzeichen Formen im optischen Medium des Sichtbaren“ (ebd., 172).¹¹

An dieser Stelle wird die paradoxe Konstruktion der Unterscheidung von Medium und Form deutlich. Die Unterscheidung sieht vor, dass sie in sich selbst wieder vorkommt bzw. in sich selbst wieder eintritt – ein „re-entry“ im Sinne des Spencer Brown'schen Formenkalküls (vgl. Spencer Brown 1979, 69ff.). Die Unterscheidung kommt insofern in sich selber vor, als auf beiden Seiten lose bzw. fest gekoppelte Elemente

11 „Wollte man das, was in spezifischen Medien als ‚Element‘ fungiert, weiter auflösen, würde man letztlich ins operativ Ungreifbare durchstoßen – wie in der Physik auf die nur voreingenommen entscheidbare Frage, ob es sich um Teilchen oder um Wellen handelt. Es gibt, anders gesagt, keine Letztseinheiten, deren Identität nicht wieder auf den Beobachter zurückverweist. Keine Bezeichnung also ohne zugängliche (beobachtbare) Operation, die sie vollzieht“ (Luhmann 1997, 168).

vorausgesetzt werden, die ihrerseits nur als Formen erkennbar sind, also eine weitere systemabhängige Unterscheidung von Medium und Form voraussetzen. Aus dieser paradoxen Begriffskonstruktion ergibt sich die *Stufenbaufähigkeit* der Unterscheidung. Damit ist gemeint, dass Formen, die sich in einem Medium bilden, wiederum als Medium für weitere Formbildungen zur Verfügung stehen, usw.¹²

Dem ausgeführten Verständnis einer systemtheoretischen Unterscheidung von Medium und Form entsprechend lässt sich nun auch der Raum als Medium konzipieren, genauer: als eine spezifische beobachtungsabhängige Unterscheidung von Medium und Form. In diesem Sinne bestimmt Luhmann den Raum, wie angedeutet, mit Hilfe der Unterscheidung von Stellen und Objekten. Wie die Zeit werde der Raum (als Medium der Wahrnehmung) von (psychischen) Systemen dadurch erzeugt, „dass Stellen unabhängig von den Objekten identifiziert werden können, die sie jeweils besetzen. [...] Stellendifferenzen markieren das Medium, Objektdifferenzen die Formen des Mediums. [...] Und auch hier gilt: das Medium ‚an sich‘ ist kognitiv unzugänglich“ (Luhmann 1997, 180). Nur die Formen, also die Unterscheidung von Objekten anhand der Stellen, die sie besetzen, machen es wahrnehmbar. Die Unterscheidung von Stellen, die im Raum identifizierbar sind, die also die lose gekoppelten Elemente des Mediums bezeichnen, und Objekten, die durch Stellenbesetzung und Stellenrelationierung Formen in das Medium einprägen (bzw. seine Elemente stärker koppeln), schließt die Möglichkeit ein, dass Objekte ihre Stellen wechseln.¹³ Außerdem unterstreicht Luhmann mit dieser Unterscheidung das schon von Simmel for-

12 Ein von Luhmann angeführtes Beispiel, das die Allgemeinheit eines solchen evolutionären Stufenbaus illustriert, lautet: „Im Medium der Geräusche werden durch starke Einschränkung auf kondensierbare (wiederholbare) Formen Worte gebildet, die im Medium der Sprache zur Satzbildung (und nur so: zur Kommunikation) verwendet werden können. Die Möglichkeit der Satzbildung kann ihrerseits wieder als Medium dienen – zum Beispiel für Formen, die man als Mythen, Erzählungen oder später, wenn das Ganze sich im optischen Medium der Schrift duplizieren lässt, auch als Textgattungen und als Theorien kennt. Theorien wiederum können im Medium des Wahrheitscodes zu untereinander konsistenten Wahrheiten gekoppelt werden“ (Luhmann 1997, 172).

13 An dieser Eigenschaft lässt sich der Unterschied zum Zeitmedium verdeutlichen. Denn folgt man Luhmann, stimmen Raum und Zeit in allen genannten Hinsichten überein. Als Medien werden sie von Beobachtern auf gleiche Weise erzeugt, „nämlich durch die Unterscheidung von Medium und Form, oder genauer: Stelle und Objekt“ (Luhmann 1997, 180). Der Unterschied liegt dann in der Handhabung der Varianz, des Formenwechsels: „Der Raum macht es möglich, dass Objekte ihre Stellen verlassen. Die Zeit macht es notwendig, dass die Stellen ihre Objekte verlassen.“ (ebd., 181).

multierte Prinzip der „Ausschließlichkeit“ des Raums (vgl. Simmel 1995, insb. 134): Eine Stelle im Raum kann zur gleichen Zeit nicht zweimal besetzt werden (vgl. Luhmann 1987, 525, Fn. 54; Stichweh 2000a, 187f.).

Übernimmt man diese Vorlage Luhmanns auch für die Konzeption des Raums als Medium der Kommunikation, sind mit „Objekten“ immer semantische Einheiten der Kommunikation gemeint, „also nie in der Außenwelt gegebene Dinge, sondern strukturelle Einheiten der Autopoiesis des Systems, das heißt Bedingungen der Fortsetzung von Kommunikation“ (Luhmann 1998, 99). Stichweh nennt diese Semanteme oder Kommunikate „soziale Objekte“, womit (wie bei Luhmann) nichts Ontologisches und schon gar nicht Substanzen oder etwas Physisch-Materielles gemeint ist bzw. sind, sondern „alle Objekte, die einem über Kommunikation laufenden Prozess der Bestimmung unterliegen. In diesem Sinn hat es auch die Physik mit sozialen Objekten zu tun“ (Stichweh 2000a, 186). Geht man entsprechend auch für „Stellen“ davon aus, dass sie ebenfalls nur als Konstruktionen von Beobachtern zu verstehen sind, sieht man, dass die Unterscheidung Stellen/Objekte keineswegs „nur den physischen Raum extensiver Gegenstände bezeichnen“ kann, wie dies Nassehi anmerkt (vgl. Nassehi 2003a, 222, Fn. 17).

Auch der „virtuelle Cyberspace“ entsteht (für Beobachter) durch die Unterscheidung verschiedener Stellen (den http-Adressen). Ihre Besetzung durch – miteinander durch Links verbundene – Objekte (die Websites) lässt anschlussfähige Formen entstehen, an denen der Cyberspace – beim ‚Surfen‘, beim ‚Weiterklicken‘, bei der Mitteilung von Linkverknüpfungen – als kommunikativer Raum erfahrbar ist (vgl. Niedermaier/Schroer 2004). Könnte man den dreidimensionalen euklidischen Raum der Geometrie, in den Punkte, Linien (bzw. Strecken), Ebenen (bzw. Flächen) und andere Figuren (wie z.B. „Behälter“) ‚eingezeichnet‘ werden können, noch als Beispiel für die Konstruktion eines „physischen Raumes“ deuten, so ist dies im Falle von Bourdieus „sozialem Raum“, mit dem der Soziologe die Gesellschaft als „mehrdimensionalen Raum von Positionen“ und Beziehungen entwirft, oder besser: (an)ordnet (vgl. Bourdieu 1985, 9ff.), nicht mehr möglich. In diesem relationalen Raum verteilen sich die Akteure entsprechend dem Gesamtumfang an (ökonomischem, kulturellem und sozialem) Kapital, über das sie verfügen, und der Kapitalzusammensetzung auf die verschiedenen, jedoch aufeinander verweisenden gesellschaftlichen Positionen. Diese können sie zwar verlassen und wechseln, dies aber, wie im „geographische(n)“ Raum, „nur um den Preis von Arbeit, Anstrengungen und vor allem Zeit“ (ebd., 13).

Mit „geographischem Raum“ meint Bourdieu offenbar das, was von anderen Autoren auch „Erdoberfläche“, „Boden“, „Natur“, „Naturraum“ oder (physisch-materielle) „Umwelt“ genannt wird. Auch die *Erdoberfläche* – dieser Begriff wird im weiteren Verlauf der Arbeit präferiert – ist als Formbildung im Medium des Raums bestimmbar, also genauer: als beobachtungsabhängige und daher je nach Beobachtungskontext durchaus variierende Ausarbeitung der Stellen/Objekte-Unterscheidung. Denn die Konstruktion Erdoberfläche resultiert (wie immer sie im Einzelnen ausfällt) aus einer Spezifizierung des externalisierenden Bezugs auf die von psychischen und sozialen Systemen vorausgesetzte physisch-materielle Umwelt. Diese Spezifizierung ist eine Formbildung im dreidimensionalen euklidischen Raum. Es ist die Konstruktion einer (Erdoberfläche genannten) *Fläche* als einer geometrischen Form (entweder als zweidimensionale Fläche oder als dreidimensionale Kugelober- bzw. unebene Fläche), die ein ‚unterhalb der Fläche‘ (das Erdinnere) von einem ‚oberhalb der Fläche‘ (die Gegenstände, die auf der Erdoberfläche platziert werden; die Atmosphäre usw.) unterscheidet.

Am Beispiel der Formbildung *Erdoberfläche* sei kurz die oben für die Medium/Form-Unterscheidung im Allgemeinen angesprochene Stufenbaufähigkeit illustriert. So kann die Formbildung Erdoberfläche – als Fläche – ihrerseits als Medium dienen, das aus Stellen besteht (den Punkten der Fläche), die durch Objektbesetzung bzw. Bezeichnung zu weiteren räumlichen Formen gekoppelt werden können. Derart lassen sich zum Beispiel „Wege“ (als Punktverbindungen) oder „Gebiete“, „Bezirke“ oder „Territorien“ (als durch Grenzlinien hervorgebrachte Einheiten) formen, die erneut als Medien zu weiterer Formbildung zur Verfügung stehen. Wie für alle genannten Beispiele gilt auch hier: Auch die Formbildungen im Medium der Erdoberfläche verweisen auf ihre Herstellungskontexte, auf die (psychischen und/oder sozialen) Systeme, die diese Formen unter den ihnen eigenen Bedingungen erst als solche herstellen. So gibt es z.B. ein *Territorium* – als begrenzten Ausschnitt der Erdoberfläche – nicht an sich, sondern nur als spezifische Herstellungsleistung, etwa als Hoheitsgebiet eines Staates. In diesem Fall wären die Konstitutionsbedingungen des Territoriums mithin im politischen System zu suchen.

Auch *Orte* können mit der vorgestellten Begrifflichkeit als spezifische, im Medium des Raums gebildete Formen verstanden werden. Zunächst lassen sich Orte schlicht als Formen der *Beobachtung* im Raummedium auffassen, d.h. als Unterscheidungen und Bezeichnungen von Stellen (z.B. „<http://www.geographie.de>“). Nach dem ausgeführten semantischen Verständnis von „Objekten“ ist die *Bezeichnung* von Stellen zugleich eine Form der *Besetzung* von Stellen durch Objekte. In diesem

Sinne entstehen Orte durch *Verortung* oder *Lokalisierung*, also durch Stellenbesetzung bzw. Stellenbezeichnung. Dass einmal markierte Stellen, also Orte, von anderen Beobachtern wiederum als Raumstellen mit anderen Stellen relationiert, durch neue Objekte weiter geformt oder mit anderen Bedeutungen aufgeladen werden können, liegt auf der Hand. Entscheidend für das Verständnis von Orten als räumlichen Formen ist, dass mit der Stellenbesetzung oder -bezeichnung immer auch eine Stellenunterscheidung einhergeht. Erst das macht die Stelle zum Ort. Der Begriff „Stadt XY“ wird erst dadurch zu einer räumlichen Form, zu einem Ort, weil er eine stellenbezogene Unterscheidung impliziert – „Stadt XY“ im Unterschied zu „ihrem Umland“, „Stadt XY“ im Unterschied zu anderen Städten. Mit diesem Beispiel eines so genannten Toponyms ist eine besondere, sehr prominente Form der Verortung angesprochen: die erdoberflächliche bzw. territoriale Bezugnahme (oder Projektion). Nach den vorangegangenen Ausführungen ist diese Form der Ortsbildung als eine Beobachtung im Medium der Erdoberfläche (bzw. des Territoriums) zu deuten, die Punkte oder Ausschnitte der Erdoberfläche unterscheidet, mit Objekten besetzt und derart als spezifische, geographisch indizierte Orte bezeichnet.

Jenseits aller Unterschiede machen die genannten Beispiele räumlicher Formbildung auf folgende Gemeinsamkeit aufmerksam. Die mit der Verwendung des Raummediums sowohl vorausgesetzten als auch konstituierten und reproduzierten Stellen sind einander nie identisch. Diese vorausgesetzte Verschiedenheit oder Nicht-Identität der Stellen, die den jeweiligen Raum konstituieren, basiert auf einer Vorstellung von *Extension*. Dies verdeutlichen nicht nur räumliche Formbildungen wie „Erdoberfläche“. Auch „metaphorische Räume“, also Raumformen, die nichts Erdoberflächlich-Materielles bezeichnen und nicht auf physische Markierungen zurückgreifen (vgl. Stichweh 2000a, 194), setzen Extension voraus. Man denke z.B. an die „plurilokalen, transnationalen Räume“ der Migrationsforschung (vgl. Pries 1997), an den „Markt“ der Wirtschaft (vgl. Stichweh 2000a, 193f.), an die durch die oben/unten-Unterscheidung strukturierten Organigramme, die in Organisationen durch Ortungsangaben für Ordnungseffekte sorgen (vgl. Drepper 2003, 109ff.), oder an den schon erwähnten „sozialen Raum“ der Bourdieu'schen Gesellschaftstheorie. Selbst die abstrakten, n-dimensionalen Räume der Mathematik, deren Stellen als n-Tupel (x_1, x_2, \dots, x_n) reeller Zahlen definiert werden, führen noch den Begriff der Dimension und damit eine Anspielung auf Ausdehnung oder Ausmaß im Titel. Da Extension selbst ein räumlicher Begriff ist, setzt die räumliche Medium/Form-Unterscheidung letztlich Raum immer bereits voraus. Der

paradoxe Befund lautet daher, dass „der *Raum* nur *im Raum* vorkommen kann wie die *Zeit* nur in der *Zeit*“ (Nassehi 2003a, 220).

Die Vermutung liegt nahe, dass dieser Zusammenhang zwischen Raummedium und Extension auf die Erfahrung zurückführbar ist, dass Menschen (ausgedehnte) Körper haben, die von (ausgedehnten) Umwelten umgeben sind. Gerade weil das Raummedium auch Medium der Wahrnehmung ist, scheint es an der menschlichen Alltagserfahrung, am alltäglichen Erleben von Körperlichkeit und Ausgedehntheit der Welt orientiert zu sein. Auf diesen Zusammenhang deuten neben phänomenologischen Arbeiten auch Analysen der historischen Entwicklung von Raumvorstellungen. Sturm z.B. weist auf die Verwandtschaft des alltäglichen Anschauungsraums mit dem dreidimensionalen (Höhe, Breite, Tiefe) euklidischen Raum der Geometrie hin, die sie als Ausdruck eines platonischen, auf Anschauung und Körperlichkeit beruhenden, über zweitausend Jahre hin entwickelten und evolutionär bewährten Raummodells interpretiert (vgl. Sturm 2000a, 85). Die enge Verknüpfung der Raumkategorie mit menschlichem Leben, Handeln sowie der Leibgebundenheit der Wahrnehmung und des Erlebens schlägt sich auch in der Sprache, dem zentralen Medium der Kommunikation, nieder (vgl. neben Sturm 2000, 9, ausführlich: Schlottmann 2005). Gerade in der Alltagssprache finden sich zahlreiche Hinweise auf eine ursprünglich anthropozentrische Raumkonstitution, bei der, von der eigenen Leiblichkeit ausgehend, räumliche Formen konstruiert werden.¹⁴ Sprachlich lassen sich aber natürlich auch die formalen Raumkonzepte der Mathematik und Physik kommunizieren, die gerade durch Abstraktion von menschlicher Anschauung und Leiblichkeit zustande kommen (vgl. Läßle 1991, 201ff.). Wie ist also der Zusammenhang zwischen Raummedium und menschlicher Körper-, Umgebungs- und Extensionserfahrung genau zu interpretieren? Wie die Paradoxie, dass Raum nur im Raum vorkommen kann? Diese Fragen können hier nicht weiterverfolgt werden. Sie könnten angemessen wohl nur im Rahmen einer weit ausholenden Analyse beurteilt werden. Eine solche Analyse hätte sowohl die gesellschaftliche Evolution der Raumsemantik als auch – im Rahmen einer operationalen Theorieanlage – die Beziehungen zwischen operativ geschlossenen Systemen, also insbesondere das Phänomen der strukturellen Kopplung zwischen Bewusstseins- und Sozialsystemen, zu berücksichtigen (vgl. erste Ansätze dazu bei Kuhm 2003a).

14 Man denke an indexikalische Begriffe wie „hier“, „dort“, „drüben“ usw. oder an Richtungsangaben (z.B. „rechts“, „links“, „vorne“ usw.) sowie Orientierungskonzepte und -metaphern (z.B. „innen/außen“, „nah/fern“). Vgl. neben Schlottmann 2005 auch: Lakoff 1990, 272ff.; Lakoff/Johnson 1998, 22ff.

Nach diesem Exkurs zum Extensionsbezug des Raummediums sollte noch einmal ausdrücklich betont werden, dass der Raum im hier verstandenen Sinne selbst *keinen* extensiven Charakter hat, weder als Medium der Wahrnehmung noch als Medium der Kommunikation. Mit einem systemtheoretischen, auf der Medium/Form-Unterscheidung basierenden Begriff des Raums wird das ontologische, auf den Begriff der Materie und der Substanz gegründete Raumverständnis gerade ersetzt (vgl. Kuhm 2000a, 332). Räume sind nun keine ausgedehnten Gegenstände mehr, keine Dinge, Substanzen, physisch-materiellen Phänomene, aber auch keine relationalen Ordnungsstrukturen der physisch-materiellen „Existenzen“ (Leibniz 1966, 134; original 1715/16). Ebenso radikal unterscheidet sich die systemtheoretische Raumkonzeption von der bereits aus der Antike stammenden Vorstellung eines endlichen, abgeschlossenen Raumes, der alle Dinge, Lebewesen und Sphären wie ein Gefäß oder ein Behälter umschließt. Auch die damit verwandte absolutistische Raumkonzeption (vgl. Löw 2001, 24ff.), in der Raum als selbstständige ausgedehnte Realität, als „absoluter Raum“ vorgestellt wird, „der aufgrund seiner Natur ohne Beziehung zu irgendetwas außer ihm existiert“ und der „sich immer gleich und unbeweglich“ bleibt (Newton 1988, 44; original 1687), hat mit dem dargelegten Verständnis von Raum nichts gemein.

Den Prämissen des erkenntnistheoretischen Konstruktivismus folgend, verzichtet der systemtheoretische Vorschlag darauf, hinter den im Raummedium gebildeten Formen einen objektiv existierenden, wie auch immer gearteten, Gegenstand Raum zu vermuten. Ebenso wenig, wie es für die Medium/Form-Differenz eine Umweltkorrespondenz gibt, repräsentieren räumliche Formbildungen im Kommunikations- und Wahrnehmungsmedium Raum irgendwelche Strukturen in der Umwelt des Systems. Vielmehr sind Räume ausschließlich als Formen zu verstehen, die von Beobachtern hergestellt werden.¹⁵ Sie sind nichts als *systeminterne* Produkte. Ihre einzige empirische Basis haben sie in den Operationen selbstreferenzieller Systeme. Für den Fall sozialer Systeme bzw. der im *Kommunikations*-Medium Raum konstruierten Formen bedeutet dies: Der sozialwissenschaftliche Blick ist auf ihre kommunikativ-operative Erzeugung zu richten.

15 Hierin ähnelt der hier entwickelte Vorschlag den bekannten Entwürfen von Werlen (1995 u. 1997) und Löw (2001). Sieht man einmal von dem (theoretisch und methodologisch folgenreichen) Unterschied ab, dass beide AutorInnen nicht von Kommunikation, sondern von Handlung als der basalen sozialen Operation ausgehen, ist Raum in allen Versionen Element und Ergebnis von (sozialen und psychischen) Herstellungsleistungen und damit immer kontingent bzw. beobachtungs- und handlungsabhängig.

Fokussiert man daher genauer auf die kommunikativ-operative Herstellung räumlicher Formen, d.h. auf die Besetzung und Verknüpfung von Raumstellen (vgl. Baecker 2004a, 228), wird eine (weitere) konzeptionelle Lücke deutlich, die noch zu schließen ist. Sie resultiert aus der Entscheidung, sich bei dem Entwurf von Raum als einem Medium der Kommunikation an Luhmanns Bestimmung des Raums als einem Medium der Wahrnehmung zu orientieren. Wie ausgeführt, spricht Luhmann davon, dass Raum von (psychischen) Systemen als Medium (der Wahrnehmung) dadurch erzeugt werde, dass „Stellen unabhängig von den Objekten identifiziert werden können, die sie jeweils besetzen. [...] Stellendifferenzen markieren das Medium, Objektdifferenzen die Formen des Mediums“ (Luhmann 1997, 180; *AP*). Die Unterscheidung von Stellen und Objekten (jeweils Plural!) mag für psychische Systeme ausreichen, um – in Gedanken – Raum als Wahrnehmungsmedium zu konstituieren und räumliche Formen zu bilden. Für soziale Systeme hingegen stellt sich die Frage, *wie* es ihnen *kommunikativ* gelingt, verschiedene Raumstellen (und mit ihrer Hilfe auch verschiedene Objekte, die diese Stellen besetzen) zu „identifizieren“, d.h. voneinander zu unterscheiden und damit stets auch in eine Beziehung zueinander zu setzen. Die die Wahrnehmung bestimmende Unterscheidung von Stellen und Objekten reicht nicht aus, um Stellen- bzw. Objektdifferenzen im Raum als solche zu artikulieren. Offensichtlich löst die Kommunikation dieses Problem durch den Gebrauch weiterer Unterscheidungen oder Schemata. Bekannte kommunikative Formen dieser Art sind *nah* und *fern* (bzw. *Nähe* und *Ferne*), *innen* und *außen*, *hier* und *dort*, *hier* und *woanders*, *dort* und *woanders*, *rechts* und *links*, *oben* und *unten*, *vor* und *hinter*, *vorne* und *hinten*, *vertikal* und *horizontal*, *geschlossen* und *offen*, aber z.B. auch *neben* oder *zwischen* oder andere aus den genannten Schemata ableitbare Formen.¹⁶

Auch derartige *räumliche* Unterscheidungen oder Schemata sind letztlich paradox konstruiert. Sie sind Unterscheidungen (d.h. Beobachtungen!) im Medium des Raums, sie setzen also ebenfalls Stellendifferenzen bzw. Extension (zumindest eine Vorstellung von Extension) voraus. Zugleich bringen sie (bzw. bringt ihre kommunikative Verwendung) den Raum als Medium (d.h. die Unterscheidung seiner Stellen) und die in diesem Medium konstruierten Formen erst hervor. Im weite-

16 Linguistisch ließen sich diese Unterscheidungen in mehrfacher Weise differenzieren und systematisieren, z.B. nach indexikalischen Unterscheidungen (hier/dort, hier/woanders), Richtungs- und Orientierungskonzepten (rechts/links, oben/unten, vorne/hinten, innen/außen, nah/fern) und sonstigen raumbezogenen Begriffen (z.B. nirgendwo, neben, zwischen). Vgl. Lakoff/Johnson 1998; Schlottmann 2005, 187.

ren Verlauf der Arbeit wird nur dieser letzte Punkt interessieren, dass also mit Hilfe der genannten oder vergleichbarer Unterscheidungen – in der Kommunikation – räumliche Formen gebildet werden. Dies geschieht z.B. in dem Satz: „Dort, zwischen den zwei Bäumen, steht ein Haus, in das man hinein gehen und durch dessen Fenster man (von innen) hinaus auf den Fluss blicken kann“. Das kleine Beispiel zeigt, wie durch die Verwendung räumlicher Unterscheidungen Grenzen konstruiert (die Grenze, die das Innere vom Äußeren des Hauses trennt) und wie Objekte (Bäume, Haus, Fenster, Fluss) anhand der Raumstellen, die ihnen mittels räumlicher Unterscheidungen unterlegt werden, unterschieden und in eine (räumliche) Ordnung oder Struktur gebracht werden können. Da die räumlichen Unterscheidungen oder Schemata sich – im Gegensatz zu anderen – auf das Medium Raum, auf Raumstellen oder auf schon im Raummedium gebildete Formen beziehen, könnte man, präziser, auch von *raumbezogenen* Unterscheidungen oder von Schemaschemata mit *räumlichem Bezug* sprechen. Der Einfachheit halber wird im Folgenden aber hauptsächlich der Terminus *räumliche Unterscheidungen* Verwendung finden.

Betrachtet man die obige Liste räumlicher Unterscheidungen, stellt sich die Frage, ob sie voneinander unabhängig oder inwieweit sie aufeinander abbildbar sind. Sprachanalytische Untersuchungen lassen kategoriale Unterschiede zwischen indexikalischen, orientierenden, richtungsweisenden und anderen räumlichen Unterscheidungen vermuten. Dagegen spricht Stichweh in seinem ersten Aufsatz, den er der systemtheoretischen Bestimmung des Raums widmet, davon, dass, um Raum auch als Medium der Kommunikation zu konzipieren, die die Wahrnehmung bestimmende Unterscheidung von Objekten und Stellen nur durch die „Leitunterscheidung von Ferne und Nähe“ zu ergänzen sei (vgl. Stichweh 2000a, 187). Warum er jedoch der Unterscheidung *Nähe/Ferne* den Status einer räumlichen *Leitunterscheidung* zuweist, bleibt unklar. Weder der Hinweis auf die „Figur des Fremden, die als Einheit von Ferne und Nähe [...] eines der wirkmächtigsten Symbole der sozialen Relevanz des Raumes“ gewesen sei (ebd., 190), noch derjenige auf den Umstand, dass es für die soziale Relevanz einer Sache oder einer anderen Person einen erheblichen Unterschied machen könne, „ob diese nah oder fern sind“ (ebd., 187), überzeugen als Begründung. Gleiches gilt für den Text von Kuhm, der neben *nah/fern* – ganz ohne Begründung – auch die räumlichen „Leitunterscheidungen“ *hier/woanders* bzw. *dieses hier/anderes dort* anführt (vgl. Kuhm 2000a, 332f.). Zu dem Vorschlag *dieses hier/anderes dort* ist anzumerken, dass in diesem Fall die Differenzierung *hier/dort* bereits mit einem Sachschema (dieses/anderes) gekreuzt ist. Es handelt sich daher nicht um eine grundlegende

räumliche Unterscheidung, sondern bereits um eine Besetzung der durch *hier/dort* unterschiedenen Stellen, mithin um das, was bisher räumliche Form genannt wurde.

Für Nassehi kommen als grundlegende räumliche Unterscheidungen nur die beiden Unterscheidungen *Nähe/Ferne* sowie *hier/dort* in Frage (vgl. Nassehi 2003a, 222f.). Warum jedoch diese und nicht z.B. auch *innen/außen*? Man erfährt nur, dass die Unterscheidungen *Nähe/Ferne* und *hier/dort* ähnlich gebaut seien wie die temporalen Unterscheidungen *Vergangenheit/Zukunft* und *früher/später*. Der Unterschied bestehe in der jeweiligen operativen Perspektive. Während eine mit der Unterscheidung *Nähe/Ferne* operierende Beobachtung Raumstellen gewissermaßen wie von außen beobachte, mache die *hier/dort*-Unterscheidung auf die konkrete operative Perspektive eines Beobachters aufmerksam. Nassehi vermutet, dass die Unterscheidung *nah/fern* letztlich auf die Unterscheidung *hier/dort* abbildbar sei – so wie auch die Unterscheidung *Vergangenheit/Zukunft* auf die Unterscheidung *vorher/nachher* zurückführbar ist (vgl. dazu: Nassehi 1993). Er räumt aber zugleich ein, dass diese Vermutung „erst noch ausführlich zu prüfen“ sei (vgl. Nassehi 2003a, 223, Fn. 18).

Wie bei Stichweh, Kuhm und Nassehi bleibt auch bei Redepenning, der im Anschluss an Morin (1986, 50) für die Basalunterscheidung *hier/dort* plädiert, offen, wie aus dieser Unterscheidung andere räumliche Unterscheidungen erarbeitet werden können (vgl. Redepenning 2006, 128ff.). Lassen sich körper- bzw. beobachterzentrierte Unterscheidungen wie *vorne/hinten*, *rechts/links* oder *oben/unten* noch vergleichsweise anschaulich als Spezifikation des *dort* der *hier/dort*-Unterscheidung vorstellen, entfällt diese direkte Form der Ableitung im Falle von Unterscheidungen wie *innen/außen* oder *geschlossen/offen*. Wie relevant die beiden letztgenannten Unterscheidungen aber für die kommunikative Strukturbildung sein können, zeigt ironischerweise das Beispiel der Luhmann'schen Systemtheorie: Auch wenn Luhmann den Raum *nicht* als Grundbegriff der Theoriebildung verwendet und auch wenn er sich mit einem operativ konstruierten Systembegriff wiederholt von der ontologisch dominierten Behältermetaphorik des Teil/Ganzes-Schemas als Systemmodell distanziert hat, fällt doch auf, dass die räumlichen Unterscheidungen *innen/außen*, *geschlossen/offen* sowie *marked space/unmarked space* in höchstem Maße theorie- und in diesem Sinne strukturgenerierend sind (vgl. Fuchs 2001; Lippuner 2005, 138ff.).

Insgesamt erscheint es fraglich, ob die Suche nach *einer* die Unterscheidung von Stellen und Objekten ergänzenden *Leit*-Unterscheidung überhaupt sinnvoll ist. Zweifel dieser Art scheint mittlerweile auch Stichweh zu hegen. In einem zweiten, jüngeren, Aufsatz zur system-

theoretischen Raumkonzeption konstatiert er schlicht die „Pluridimensionalität des Raums“, die es ausschließe, dass das Raummedium „in vertretbarer Weise“ auf *eine* beobachtungsleitende Unterscheidung reduziert werden kann (vgl. Stichweh 2003a, 96). Auch dies bleibt bei Stichweh jedoch eine These, die erst noch systematisch zu untersuchen und zu bestätigen wäre.

Für diese Arbeit kann die Frage nach der oder den das Raummedium konstituierenden Basalunterscheidung(en) offen gelassen werden. Ausgehend von der Annahme einer beobachtungs- bzw. systembedingten Differenz der Konstruktion des Raums, lauten die entscheidenden Fragen vielmehr, *ob* und, wenn ja, *welche* räumlichen Unterscheidungen im interessierenden Zusammenhang relevant gemacht werden, *wie* und *warum* diese Unterscheidungen im Rahmen von räumlichen Formbildungen mit anderen Unterscheidungen oder Objekten verknüpft werden und welche strukturbildenden *Folgen* all dies hat.

Forschungspraktische Konsequenzen

Aus der theoretisch begründeten Forderung, dass die im Raummedium mittels räumlicher Unterscheidungen gebildeten räumlichen Formen ausschließlich als systeminterne, sinnhafte Konstruktionen aufzufassen sind, folgen drei eng miteinander verbundene (und teilweise schon angedeutete) forschungspraktische Konsequenzen.

Erstens ist für die Untersuchung der Relevanz, die räumlichen Formen bei der Strukturierung sozialer Phänomene zukommt, der Analysemodus der Beobachtung zweiter Ordnung einzunehmen. Denn jede Beobachtung erster Ordnung ist sachbezogen und kann – im Vollzug ihrer Beobachtung – nicht gleichzeitig die für die Beobachtung relevanten Unterscheidungen (z.B. die räumliche hier/dort-Unterscheidung) mitbeobachten. Sie beobachtet, d.h. sie unterscheidet und bezeichnet, ein Was. Sie bringt im Zuge ihrer Beobachtung Gegenstände oder Objekte, also auch gegenstandsbezogene Räume und räumliche Formen hervor. Dagegen kann die Beobachtung zweiter Ordnung das Wie der Konstruktion räumlicher Formen beobachten und die sozialen Folgen dieser Konstruktion sichtbar machen. Auf diese Weise können die Fragen behandelt werden, unter welchen Bedingungen das Raummedium durch wen, warum und wozu verwendet wird bzw. wie Raum als „Konzept der Ordnung“ (Miggelbrink 2002a) fungiert.¹⁷ Fragen wie diese gewinnen über-

17 Beobachtete die sozialwissenschaftliche Beobachtung das, was man in der Alltagssprache als Raumkonstruktionen bzw. als (gesellschaftlich konstruierte) Räume oder Raumstrukturen bezeichnet, also Stadtviertel, Gebäude,

haupt erst dann an Gewicht, wenn man nicht bereits davon ausgeht, dass Raum immer von Bedeutung ist (wie dies z.B. Kant oder Löw für die Wahrnehmung unterstellen). Im Gegensatz zur funktionalen Differenzierung als der primären Differenzierungsform der modernen Gesellschaft handelt es sich aus systemtheoretischer Perspektive bei Raum (nur) um eine sekundäre Differenzierungsform von geringerer gesellschaftlicher Reichweite. Ob und inwiefern diese Differenzierungsform im Rahmen sozialer Strukturbildungen in und zwischen Systemen bedeutsam ist,¹⁸ ist damit jedoch gerade nicht geklärt, sondern wird zur offenen Frage. Die im Raummedium gebildeten räumlichen Unterscheidungen und Formen sind also als spezifische Beobachtungen (oder Herstellungsleistungen) zu beobachten bzw. zu untersuchen, die für die Anschlussfähigkeit von Ereignissen einen Unterschied machen können, aber keineswegs müssen.

Zweitens ist zu beachten, dass die sozialwissenschaftliche Beobachtung von Raumkonstruktionen genau genommen nur Kommunikationen bzw. sprachlich (oder auch bildlich) kommunizierte räumliche Formen beobachten kann. Theoretisch lässt sich Raum zwar, wie gesehen, auch als Medium der Wahrnehmung konzipieren. Empirisch können Wahrnehmung und Bewusstsein mit sozialwissenschaftlichem Instrumentarium jedoch nicht beobachtet werden. Die sozialwissenschaftliche Beobachtung, die sich für die Relevanz des Wahrnehmungs- und Kommunikationsmediums Raum interessiert, kann forschungspraktisch nur soziale Systeme bzw. Kommunikationszusammenhänge daraufhin beobachten, wie und wozu räumliche Unterscheidungen verwendet, räumliche Formen konstruiert oder Räume beobachtet werden. Auch Kom-

Plätze, akustische Räume oder Ähnliches, würde sie nicht mehr im Beobachtungsmodus zweiter Ordnung beobachten. Sie würde vielmehr selbst zu einer Beobachterin erster Ordnung werden. Denn ihre Aussagen über „real vorhandene“ Stadtviertel, Gebäude, Plätze usw. basierten auf der Verwendung und Formung des Raummediums – und nicht auf der Beobachtung, wie andere Beobachter dieses Medium verwenden.

- 18 Auch die Unterscheidung von Nationalstaaten lässt sich als eine durch das Raummedium ermöglichte Form der Strukturbildung in einem sozialen System deuten: Es handelt sich um die durch die Konstruktion von Staatsterritorien und Staatsbevölkerungen hervorgebrachte Binnendifferenzierung des politischen Systems. Diese räumliche Form der (Binnen-) Grenzziehung sollte nicht mit der Grenze, die das Funktionssystem der Politik von anderen Systemen unterscheidet, verwechselt werden. Wie im Falle anderer sozialer Systeme wird auch die Grenze des politischen Systems nicht durch Raum, sondern durch andere Unterscheidungen gezogen, d.h. in diesem Fall durch Macht (das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium der Politik) und den Kommunikationscode mächtig/ohnmächtig (vgl. Luhmann 2000).

munikationen über Wahrnehmungen (z.B. im Falle von Interviews mit Touristen oder mit Mitarbeitern touristischer Organisationen, die über die Motive und Wahrnehmungen von Touristen sprechen; aber auch im Falle von sog. mental maps) bleiben Kommunikationen. Sie sind daher ausschließlich als Eigenleistungen operativ geschlossener sozialer Systeme (z.B. der Interviewinteraktionen) zu deuten, die keinen direkten operativen Kontakt zu ihrer Umwelt haben, zu der Bewusstseinsysteme ebenso wie Körper (d.h. organische Systeme) gehören.

Gleichwohl lassen sich auch in diesem Theorierahmen Hypothesen darüber formulieren, inwiefern das Bewusstsein bzw. die Wahrnehmung daran beteiligt ist, Räume in der Kommunikation so zu konstruieren, wie sie konstruiert werden (vgl. dazu Kuhm 2003a). Dies ist möglich, weil auch eine auf dem Axiom der operativen Geschlossenheit von Bewusstseins- und Kommunikationssystemen aufbauende Systemtheorie davon ausgeht, dass jedes System in eine Umwelt anderer Systeme (ebenso wie in eine materielle Umwelt) eingebettet und von ihr abhängig bleibt, wenn es seine Operationen fortsetzen will. In Ergänzung zur operativen Geschlossenheit wird daher eine so genannte strukturelle Kopplung von sozialen Systemen, Bewusstseinsystemen und organischen Systemen (Zellen, Immunsystemen, Nervensystemen, Gehirnen) angenommen. Doch auch die Annahme, dass die kommunikative Konstruktion von Raumformen auf neuronale und bewusste Aktivitäten des Errechnens und Vorstellens von Raum angewiesen ist und von ihnen „irritiert“ wird, ändert nichts daran, dass dieser „Umweltreiz“ nur autonom unter systemeigenen Vorgaben weiter verarbeitet werden kann. Aus systemtheoretischer Perspektive sind es daher immer die kommunikationseigenen Unterscheidungen und Bezeichnungen, die „Raum zu dem machen, was er sozial ist“ (Kuhm 2003a, 25). Denn nur hier wird – vorgängige Extension und menschliche Körpererfahrung hin, physischer Raum oder materielle Umwelt her – Raum sozial relevant.¹⁹

Drittens bekommt mit der vorgeschlagenen Konzeption, die Raum als abhängig von den systemspezifisch variierenden Modi und Bedingungen seiner Konstruktion fasst, die Kontextualisierung der beobachteten Raumformen ein besonderes Gewicht. So ist im Hinblick auf die angemessene Interpretation der beobachteten Raumkonstruktionen stets das Kommunikationssystem bzw. der kommunikative Zusammenhang

19 „Nicht die Tür oder die Mauer [...] machen die soziale Räumlichkeit aus, sondern die kommunikative Herstellung eines räumlichen Unterschieds, der einen Unterschied macht [...]. Die Räumlichkeit des Raums – etwa einer Tür – kommt nur dann sozial zum Tragen, wenn diese Tür Kommunikation strukturiert – letztlich ist dann die Tür ein Erzeugnis der Kommunikation selbst, nicht umgekehrt“ (Nassehi 2003a, 222).

zu berücksichtigen, in dessen Rahmen räumliche Formen hervorgebracht oder (als Aktualisierung bereits bestehender räumlicher Sinntypisierungen) übernommen werden und Bedeutung entfalten.²⁰ Räumliche Unterscheidungen und Formen gewinnen erst durch kontextuelle Zuordnungen überhaupt Prägnanz: „Eigennamen mit räumlicher Sinndimension (wie ‚Hamburg‘ oder ‚Disneyland‘) oder entsprechende Appellativa (wie ‚Region‘ oder ‚Stadt‘) bekommen erst dann Bedeutungsschärfe, wenn man durch den kommunikativen Kontext weiß, ob man sie z.B. im Medium Geld, Macht, Recht, Kunst oder Liebe (oder sonst wie) lesen soll“ (Hard 2002, 289).

Bezogen auf den Städtetourismus folgt daraus die vorrangige Aufgabe, die Besonderheit dieses Kommunikationszusammenhangs und seiner Konstruktionsbedingungen herauszuarbeiten. Denn geht man davon aus, dass räumliche Unterscheidungen und Formbildungen (wie z.B.

20 Klüter betont schon 1986, dass die gesellschaftsintern erzeugten Raumformen an die einzelnen Systemtypen (Interaktion, Organisation, Gesellschaft) sowie an die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien und gesellschaftlichen Funktionssysteme anzuschließen seien. In seinem frühen sozialgeographischen Versuch, Raum im Rahmen der Luhmann'schen Systemtheorie zu konzipieren, bestimmt Klüter Raum allerdings nicht mit Hilfe der Medium/Form-Unterscheidung. Er spricht daher auch nicht von Unterscheidungen im Raummedium oder von Formen, die ins Kommunikationsmedium Raum eingeprägt werden. Statt für eine solche, sehr allgemein gehaltene systemtheoretische Raumkonzeption interessiert Klüter sich nur für den Spezialfall standardisierter Sinnkondensate (oder Sinntypisierungen) mit Raumbezug. Derartige Konstrukte nennt er „Raumabstraktionen“. Nach seinen Versuchen der Systematisierung von Raumabstraktionen bilden Interaktionssysteme „Kulissen“, Organisationen „Programmräume“ und Gesellschaften „Sprachräume“. Und je nach (vorwiegenden) medialen Bezügen werden Raumabstraktionen wie z.B. Administrations- und Staatsräume (Politik/Recht), Eigentums-, Ergänzungs- und Adressatenräume (Ökonomie) oder Ökoidyllen und Ökotope (Umweltschutzbewegung) produziert (vgl. Klüter 1986, 1994; sowie Hard 2002, 288f.).

An späterer Stelle werden auch im Rahmen dieser Arbeit raumbezogene Vorräte von aktualisierbaren Sinnkondensaten oder Sinntypisierungen interessieren – als spezifische, situationsüberdauernde Sinn- und Themenvorräte des Städtetourismus, auf die in der (städtetouristischen) Kommunikation zurückgegriffen werden kann. In Übernahme des von der Systemtheorie für solche Sinnkondensate im Allgemeinen bereit gehaltenen Semantik-Begriffs werden sie „raumbezogene Semantiken“ genannt werden. Da sich dieser Begriff problemlos als Ableitung aus der vorgeschlagenen systemtheoretischen Raumkonzeption entwickeln lässt und erst ab dem Unterkapitel *Städte des Tourismus als kultur- und raumbezogene Semantiken* (im Kapitel *Die Form des Städtetourismus*) in den Vordergrund der Analyse treten wird, wurde darauf verzichtet, ihn bereits in die voranstehende Ausarbeitung des Raumbegriffs zu integrieren.

Stadt) aus der Perspektive des Städtetourismus etwas anderes bedeuten als aus der Perspektive etwa der geographischen oder soziologischen Stadtforschung, des Sports, der Kunst oder der Politik, dann ist es unumgänglich, das Phänomen des Städtetourismus genauer zu bestimmen.

Bei dieser Aufgabe hilft der Verweis auf die Vielzahl räumlicher Formen, durch die der Städtetourismus gekennzeichnet ist, kaum weiter. Zwar kann man vermuten, dass räumliche Formen für die (Re-)Produktion des Städtetourismus von Bedeutung sind – was mit der Leitfrage nach der strukturbildenden Funktion des Raums im Städtetourismus ja auch unterstellt wird. Allein, das Merkmal der Präsenz und der Relevanz räumlicher Formen sagt nichts über die Spezifik dieses Zusammenhangs aus. Es unterscheidet den Städtetourismus weder von vielen anderen sozialen Zusammenhängen noch von anderen touristischen Erscheinungsformen. Gerade weil das Kommunikations- und Wahrnehmungsmedium Raum im Tourismus omnipräsent ist, kann Raum kein spezifisches Unterscheidungsmerkmal des Städtetourismus sein. Der Städtetourismus mag zwar auch auf räumlichen Formen beruhen, aber als kontextspezifische Charakterisierung wäre auch ihr detaillierter Nachweis nicht hinreichend.

Betrachtet man dagegen die obige Annäherung an den Untersuchungsgegenstand, fällt ein erster Anhaltspunkt einer einzelfallübergreifenden Bestimmung auf: die zusammenfassende und allgemein übliche Bezeichnung Städtetourismus. Mit dieser Formulierung ist gesagt, dass es sich bei dem betreffenden Phänomen um eine Form des Tourismus handelt. Diese Begriffsimplication, die auch die bisherige Darstellung durchzieht, ist aber keineswegs evident: Inwiefern handelt es sich beim Städtetourismus überhaupt um Tourismus? Befriedigend wird diese Frage erst zu beantworten sein, wenn auch geklärt ist, was eigentlich unter Tourismus zu verstehen ist.

Damit liegt folgende Gliederung der weiteren Untersuchung auf der Hand. Zunächst wird eine brauchbare strukturtheoretische Bestimmung des Tourismus zu erarbeiten sein (s. Kapitel *Der Tourismus der Gesellschaft*). Vor diesem Hintergrund kann der Frage nachgegangen werden, worin genau die Besonderheit des Städtetourismus – als einer spezifischen Form des modernen Tourismus – besteht (s. Kapitel *Die Form des Städtetourismus*). Erst in diesem Rahmen wird die Frage nach der strukturbildenden Relevanz des Raums im Städtetourismus in einer Weise behandelbar sein, die der hier entwickelten Raumkonzeption angemessen ist.